

Pascal | Das Ich besteht in meinem Denken

[Was bedeutet das alles?]

Blaise Pascal

**Das Ich besteht
in meinem Denken**

Aus den »Gedanken«

Herausgegeben von Franz Josef Wetz

Übersetzt von Ulrich Kunzmann

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19430

Alle Rechte vorbehalten

© 2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2017

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019430-0

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

Kontingenz der Existenz	7
Mitte zwischen Alles und Nichts	10
Würde und Elend	21
Stolz, Mangel und Betrug	27
Leben in Gegensätzen	36
Langweilig, ruhelos, trostlos	41
Sterben und Tod	54
Zweifeln, wetten, glauben	60
Erleuchtung	68
Feinsinn, Vernunft und Herz	70
Zu dieser Ausgabe	79
Nachwort	80

Kontingenz der Existenz

1

Warum sind meine Kenntnisse und meine Größe beschränkt, und warum dauert mein Dasein nur annähernd hundert und nicht vielmehr tausend Jahre? Welchen Grund hat die Natur gehabt, mir ein solches Leben zu geben und diesen Lebenskreis eher als einen anderen in der Unendlichkeit auszuwählen, wo es doch für die Wahl des einen oder des anderen keinen zwingenderen Grund gegeben hat, da keiner von beiden größere Anziehungskraft besaß?

194/208

2

Wenn ich die kurze Dauer meines Lebens betrachte, das von der vorhergehenden und der darauffolgenden Ewigkeit aufgesogen wird – *memoria hospitis unius diei praeter-euntis* («[und wie] man eines vergißt, der nur einen Tag Gast gewesen ist«, Weish. 5,15) –, und den kleinen Raum, den ich ausfülle und den ich noch dazu von der unendlichen Unermeßlichkeit der Räume verschlungen sehe, die ich nicht kenne und die mich nicht kennen, so gerate ich in Schrecken und erstaune, mich eher hier als dort zu sehen, denn es gibt keinen Grund, warum es eher hier als dort ist, warum jetzt und nicht vielmehr früher. Wer hat mich dorthin gebracht? Durch wessen Gebot und Führung sind dieser Ort und diese Zeit mir bestimmt worden?

68/205

Ich fühle, daß es für mich möglich ist, nicht gelebt zu haben, denn das Ich besteht in meinem Denken; also würde ich, der ich denke, nicht gelebt haben, wenn meine Mutter getötet worden wäre, bevor ich zum Leben erwacht wäre, also bin ich kein notwendiges Wesen. Ich bin auch nicht ewig oder unendlich, aber ich sehe sehr wohl, daß es in der Natur ein notwendiges, ewiges und unendliches Wesen gibt.

135/469

Wenn ich die Verblendung und das Elend der Menschen sehe, wenn ich bedenke, wie das ganze Weltall stumm ist und der Mensch ohne Erkenntnisvermögen sich selbst überlassen bleibt und sich in diesen Winkel des Weltalls gleichsam verirrt hat, ohne zu wissen, wer ihn dahin gebracht hat, wozu er dorthin gekommen ist, was aus ihm nach seinem Tode wird, so gerate ich, jeglicher Erkenntnis unfähig, in Schrecken wie ein Mensch, den man schlafend auf eine wüste und grauenerregende Insel gebracht hätte und der erwachte, ohne sich zurechtzufinden und ohne eine Möglichkeit, von dort wegzukommen. Und darauf erstaune ich, wie man denn angesichts eines solch elenden Zustands nicht in Verzweiflung gerät. Ich sehe andere Menschen in meiner Umgebung, die eine ähnliche Wesensart haben. Ich frage sie, ob sie besser als ich unterrichtet seien. Sie antworten mir mit nein, und darauf haben diese jäm-

merlichen Verirrten sich umgesehen und ein paar angenehme Dinge entdeckt, und sie haben sich ihnen ergeben und sie ins Herz geschlossen. Was nun mich betrifft, so konnte ich eine derartige Bindung nicht eingehen, und da ich bedachte, wieviel mehr äußeren Schein als etwas anderes es in dem, was ich sehe, gibt, habe ich geprüft, ob dieser Gott nicht irgendein Zeichen seiner selbst hinterlassen hätte. [...]

198/693

Mitte zwischen Alles und Nichts

5

Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume erschreckt mich.

201/206

6

Jeder ist für sich selbst alles, denn bei seinem Tode ist für ihn alles tot. Und daher kommt es, daß jeder glaubt, allen alles zu sein. Man muß die Natur nicht nach uns, sondern nach ihr selbst beurteilen.

668/457

7

[...] Der Mensch soll also die ganze Natur in ihrer großen und vollkommenen Majestät betrachten, er soll seinen Blick von den niedrigen Gegenständen abwenden, die ihn umgeben. Er beschau' jenes strahlende Licht, das wie eine Ewige Lampe aufgestellt ist, um das Universum zu erhellen, die Erde erscheine ihm wie ein Punkt im Vergleich zu der weiten Kreisbahn, die dieses Gestirn durchläuft, und er erstaune darüber, daß diese weite Kreisbahn selbst nur eine sehr schwache Andeutung ist im Verhältnis zu jener, der diese anderen Gestirne, die am Firmament dahinrollen,

folgen. Wenn aber unser Blick dort stehenbleibt, so soll die Phantasie darüber hinausgehen, sie wird eher der Gedankenbilder müde werden als die Natur, solche zu liefern. Die ganze sichtbare Welt ist nur ein unscheinbarer Strich im weiten Kreis der Natur. Keine Idee reicht an sie heran, wir können unsere Gedankenbilder noch so sehr über die vorstellbaren Räume hinaus ausweiten, wir bringen doch nur Atome im Vergleich zu den wirklichen Dingen hervor. Es ist eine unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall und deren Peripherie nirgendwo ist. Schließlich ist es der fühlbarste Wesenszug der Allmacht Gottes, daß unsere Phantasie bei diesem Gedanken den Boden verliert.

Wenn der Mensch zu sich selbst zurückgekehrt ist, soll er bedenken, was er ist im Vergleich zu dem, was ist, er soll sich als ein Verirrter betrachten, und er soll von dieser kleinen Kerkerzelle aus, wo er seine Heimstatt gefunden hat – ich meine das Universum –, es lernen, die Erde, die Königreiche, die Städte, die Häuser und sich selbst nach ihrem richtigen Wert zu schätzen.

Was ist denn ein Mensch im Unendlichen?

Um ihm aber ein anderes, ebenso erstaunliches Wunder vorzuführen, soll er die kleinsten ihm bekannten Dinge untersuchen, damit eine Milbe ihm an ihrem winzigen Körper noch unvergleichlich winzigere Teile zeige, Beine mit Gelenken, Adern in ihren Beinen, Blut in ihren Adern, Säfte in diesem Blut, Tropfen in diesen Säften, Dämpfe in diesen Tropfen, so daß er, wenn er auch diese letzten Dinge noch teilt, seine Kräfte bei diesen Vorstellungen erschöpft und der letzte Gegenstand, zu dem er gelangen kann, nun jener unserer Darlegung sei. Er wird vielleicht denken, dies sei die äußerste Kleinheit in der Natur.

Ich will ihn darin einen neuen Abgrund erblicken lassen. Ich will ihm nicht allein das sichtbare Universum schildern, sondern auch die Unermeßlichkeit, die man sich bei der Natur im geschlossenen Raum dieses verkleinerten Atoms vorstellen kann, er soll dort unendlich viele Welten erblicken, von denen jede einzelne ihr Firmament, ihre Planeten, ihre Erde hat, die es im gleichen Verhältnis wie bei der sichtbaren Welt gibt, auf dieser Erde nun Tiere und schließlich auch Milben, an denen er wiederfinden wird, was die oben genannten ersten aufgewiesen haben, und er wird außerdem an diesen zweiten das gleiche entdecken, und so geht es ohne Ende und Unterlaß weiter, daß er die Fassung angesichts dieser Wunder verlieren wird, die in ihrer Kleinheit ebenso erstaunlich sind wie die anderen durch ihre Ausdehnung, denn wer wird sich nicht verwundern, daß unser Körper, der gerade eben noch nicht wahrnehmbar war in dem Universum, das wiederum im Kreis des gesamten Alls nicht wahrnehmbar war, daß also dieser unser Körper nun ein Koloß, eine Welt oder vielmehr ein All ist im Hinblick auf das Nichts, zu dem man nie ganz vordringen kann. Wer sich auf diese Art betrachtet, wird über sich selbst erschrecken, und da er sich von der Masse getragen meint, die ihm die Natur zwischen diesen beiden Abgründen des Unendlichen und des Nichts verliehen hat, wird er beim Anblick dieser Wunder erzittern, und ich glaube, wenn seine Neugier sich in Bewunderung verwandelt, wird er eher bereit sein, sie schweigend zu betrachten, als sie voll Anmaßung zu erforschen.

Denn was ist schließlich der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Vergleich mit dem Unendlichen, ein All im Vergleich mit dem Nichts, ein Mittelding zwischen nichts und

allem, unendlich weit davon entfernt, die Extreme zu erfassen; das Ende der Dinge und ihre Anfänge sind ihm in einem undurchdringlichen Geheimnis unerbittlich verborgen.

Er ist gleichermaßen unfähig, das Nichts zu sehen, dem er entrissen wurde, und das Unendliche, das ihn verschlingt.

Was kann er also anderes wahrnehmen als ein äußerliches Bild von der Mitte der Dinge, während er auf ewig verzweifelt, ihren Anfang oder ihr Ende zu erkennen. Alle Dinge sind aus dem Nichts hervorgegangen und werden bis ins Unendliche weitergetragen. Wer vermag diesen erstaunlichen Schritten zu folgen? Der Schöpfer dieser Wunder begreift sie. Keinem anderen ist es möglich.

Da die Menschen diese Unendlichkeiten nicht betrachtet haben, haben sie sich in ihrer Vermessenheit der Erforschung der Natur zugewandt, als hätten sie irgendein Verhältnis zu ihr.

Seltsam ist, daß sie die Anfänge der Dinge verstehen und davon ausgehend so weit gelangen wollten, alles zu erkennen, wobei sie eine Anmaßung zeigen, die ebenso unendlich wie ihr Gegenstand ist. Denn es besteht kein Zweifel, daß man diese Absicht nicht ohne Anmaßung oder ohne eine der Natur gleiche unendliche Fassungskraft hegen kann.

Wenn man Wissen erworben hat, versteht man, daß, weil die Natur ihr Bild und das ihres Schöpfers allen Dingen aufgeprägt hat, sie fast alle an ihrer doppelten Unendlichkeit teilhaben. So sehen wir, daß alle Wissenschaften unendlich in der Ausdehnung ihrer Forschungen sind, denn wer zweifelt daran, daß zum Beispiel die Geometrie eine unendliche Zahl von unendlich vielen Lehrsätzen dar-

zulegen hat. Sie sind ebenso unendlich in der Vielzahl und Gedankenfeinheit ihrer Prinzipien, denn wer sieht nicht, daß diejenigen, die man als die letzten vorbringt, durch sich selbst nicht bestehen können und auf andere gestützt sind, die, weil sie wieder andere als Stütze haben, niemals ein letztes zulassen.

Wir aber stellen letzte auf, die sich der Vernunft zeigen, wie man auch bei den materiellen Dingen verfährt, wo wir einen unteilbaren Punkt jenen nennen, über den hinaus unsere Sinne nichts mehr wahrnehmen, obgleich er seiner Natur wegen unendlich teilbar ist.

Von diesen zwei Unendlichkeiten in den Wissenschaften ist diejenige der Größe viel anschaulicher, und deshalb haben wenige Menschen den Anspruch erhoben, alle Dinge erkennen zu wollen. Ich spreche jetzt über alles, sagte Demokrit.

Die Unendlichkeit im Kleinen ist jedoch viel weniger sichtbar. Die Philosophen haben viel eher den Anspruch erhoben, bis zu ihr vorzudringen, und eben daran sind alle gescheitert. Das hat zu diesen so allgemein üblichen Titeln wie *Über die Grundlagen der Dinge*, *Über die Grundlagen der Philosophie* geführt und zu ähnlichen, im Grunde ebenso pomphaften, obwohl sie es nach außen weniger scheinen, wie dieser, der die Augen blendet: *De omni scibili* (»Über alles, was man wissen kann«, Pico della Mirandola).

Man hält sich von Natur aus für weitaus fähiger, zum Mittelpunkt der Dinge zu gelangen, als ihren Umkreis zu erfassen, und die sichtbare Ausdehnung der Welt geht offensichtlich über uns hinaus. Doch da wir über die kleinen Dinge hinausgehen, halten wir uns für fähiger, sie zu beherrschen, und doch braucht man keine geringere Fähig-

keit, um bis zum Nichts vorzudringen, als bis zum All. Man braucht für beides eine unendliche Fähigkeit, und es scheint mir, daß jemand, der die letzten Grundlagen der Dinge erfaßt hätte, auch bis zur Erkenntnis des Unendlichen gelangen könnte. Das eine hängt vom anderen ab, und das eine führt zum anderen. Diese Endpunkte berühren einander und vereinigen sich, gerade weil sie sich so weit voneinander entfernt haben, und sie finden sich in Gott und allein in Gott zusammen.

Erkennen wir also unsere Fassungskraft. Wir sind etwas und sind nicht alles. Was unser Sein ausmacht, beraubt uns der Erkenntnis der ersten Grundlagen, die aus dem Nichts hervorgehen, und das wenige an Sein, was wir haben, verbirgt unseren Augen die Unendlichkeit.

Unser Verstand nimmt in der Reihe der verständlichen Dinge den gleichen Platz ein wie unser Körper in der Weite der Natur.

Da wir in jeder Hinsicht begrenzt sind, findet sich dieser Zustand, der die Mitte zwischen zwei Extremen einnimmt, in allen unseren Fähigkeiten. Unsere Sinne nehmen nichts Extremes wahr, zuviel Geräusch betäubt uns, zuviel Licht blendet, zu große Entfernung und zu große Nähe entziehen sich den Blicken. Ist eine Rede zu weitschweifig oder zu knapp, so wird sie unverständlich, zuviel Wahrheit setzt uns in Erstaunen. Ich kenne einige, die nicht begreifen können, daß, wenn man vier von null subtrahiert, null als Rest übrigbleibt.* Die ersten Grundlagen sind für uns zu selbstverständlich; zu großes Vergnügen wirkt lästig, zuviel Gleichklang mißfällt in der Musik, und zu viele Wohl-

* Dieses Beispiel bezieht sich nur auf natürliche Zahlen.

taten verärgern. Wir wollen etwas haben, womit wir unsere Schuld überwinden können. *Beneficia eo usque laeta sunt dum videntur exsolvi posse. Ubi multum antevenere pro gratia odium redditur.* («Denn Wohltaten sind nur so lange willkommen, als man noch glaubt, sie vergelten zu können; sind sie über diese Grenze weit hinaus, so wird statt des Dankes Haß erwidert.» Tacitus, *Annales* IV,18.) Wir spüren weder äußerste Hitze noch äußerste Kälte. Übermäßige Eigenschaften sind uns zuwider und nicht wahrnehmbar, wir empfinden sie nicht mehr, wir erleiden sie. Zu große Jugend und zu großes Alter lähmen den Geist, wie auch zu große und zu geringe Bildung.

Kurz, die extremen Dinge sind für uns so, als wären sie überhaupt nicht vorhanden, und im Verhältnis zu ihnen sind wir überhaupt nicht vorhanden; entweder entgehen sie uns oder wir ihnen.

Das ist unser wahrer Zustand. Das macht uns unfähig, etwas entweder sicher zu wissen oder es überhaupt nicht zu kennen. Wir treiben auf einer weiten Mitte, immer unsicher und schwankend, von einem Ende zum anderen gestoßen; jeglicher Grenzpunkt, an den wir uns klammern und festhalten wollten, gerät ins Wanken und entschlüpft uns, und wenn wir ihn verfolgen, entzieht er sich unserem Zugriff, er entgleitet uns und wendet sich zu ewiger Flucht; nichts steht für uns still. Das ist unser natürlicher Zustand, der gleichwohl unserer Neigung am meisten widerspricht. Wir brennen vor Verlangen, einen festen Halt und eine letzte, beständige Grundlage zu finden, um darauf einen Turm zu errichten, der sich bis zum Unendlichen erheben soll, aber unser ganzes Fundament kracht auseinander, und die Erde tut sich bis in die Tiefen auf.

Suchen wir also keine Sicherheit und Festigkeit; unsere Vernunft wird immer von der Unbeständigkeit der äußeren Erscheinungen getäuscht: Nichts vermag das Endliche zwischen den beiden Unendlichen, die es einschließen und sich ihm entziehen, festzuhalten.

Wenn man das richtig verstanden hat, so glaube ich, daß man sich ruhig verhalten wird, jeder in dem Zustand, den ihm die Natur zugewiesen hat.

Da diese Mitte, die uns zugefallen ist, immer von den Extremen entfernt sein wird, was macht es dann schon aus, daß ein anderer die Dinge etwas besser versteht, falls er das wirklich vermag, und wenn er die Dinge von einem etwas höheren Standort aus erfaßt, ist er dann nicht immer noch unendlich weit vom Endpunkt entfernt, und ist die Dauer unseres Lebens nicht der Ewigkeit gleichermaßen unterlegen, ob es auch zehn Jahre länger währt?

Beim Anblick dieser Unendlichkeiten sind alle endlichen Erscheinungen gleich, und ich sehe nicht, warum man seine Vorstellungen mehr auf das eine als auf das andere stützen sollte. Allein schon der Vergleich, den wir zwischen uns und dem Endlichen vornehmen, bereitet uns Kummer.

Wenn der Mensch sich selbst erforschte, würde er finden, wie unfähig er ist, darüber hinauszugehen. Wie sollte es möglich sein, daß ein Teil das Ganze erkannte? Doch er wird vielleicht danach trachten, wenigstens jene Teile zu erkennen, zu denen er in einem angemessenen Verhältnis steht. Aber die Teile der Welt haben alle eine solche gegenseitige Beziehung und Verkettung, daß ich es für unmöglich halte, den einen ohne den anderen und ohne das Ganze zu erkennen.

Der Mensch zum Beispiel hat Beziehung zu allem, was er kennt. Er braucht Raum, der ihn fassen kann, er braucht Zeit, die ihm Dauer verleihen kann, er braucht Bewegung, um zu leben, er braucht Elemente, aus denen er sich zusammensetzen kann, er braucht Wärme und Nahrung, um sich zu stärken, er braucht Luft, um zu atmen. Er sieht das Licht, er spürt die Körper, kurz, alles geht eine Verbindung mit ihm ein. Um den Menschen zu erkennen, muß man also wissen, woher es kommt, daß er die Luft zum Weiterleben braucht, und um die Luft zu erkennen, muß man wissen, wodurch sie diese Beziehung zum menschlichen Leben hat, usw.

Die Flamme besteht nicht ohne Luft weiter; um also das eine zu erkennen, muß man auch das andere erkennen.

Da also alle Dinge verursachte und verursachende sind, da sie eine Stütze benötigen und eine Stütze geben, mittelbar und unmittelbar sind und alle sich durch ein natürliches und unmerkliches Band gegenseitig erhalten, das die am weitesten voneinander entfernten und die unterschiedlichsten miteinander vereint, halte ich es für unmöglich, daß man die Teile erkennt, ohne das Ganze zu erkennen, wie man auch das Ganze nicht erkennen kann, ohne die Teile im einzelnen zu erkennen.

Die Ewigkeit der Dinge an sich oder in Gott muß ferner Erstaunen über unsere kurze Lebensdauer erregen.

Die feste und beständige Unbeweglichkeit der Natur muß im Vergleich zu dem fortwährenden Wandel, der in uns vor sich geht, die gleiche Wirkung hervorbringen.

Und was unsere Ohnmacht, die Dinge zu erkennen, vollendet – ist, daß sie an sich einfach sind und daß wir aus zwei einander widersprechenden und verschiedenartigen

Naturen zusammengesetzt sind, aus Seele und Körper. Denn es ist unmöglich, daß der Teil, der in uns denkt, anders als geistig ist, und wollte man behaupten, daß wir einfach körperlich seien, so würde uns das nur noch mehr von der Erkenntnis der Dinge ausschließen, da es doch nichts so Unbegreifliches gibt als die Behauptung, daß die Materie sich selbst erkenne. Es ist uns nicht möglich zu erkennen, wie sie sich erkennen würde.

Und wenn wir einfach Materie sind, können wir daher überhaupt nichts erkennen, und wenn wir aus Geist und Materie zusammengesetzt sind, können wir die einfachen geistigen oder körperlichen Dinge nicht vollkommen erkennen.

Daher kommt es, daß beinahe alle Philosophen die Vorstellungen von den Dingen verwechseln und von den körperlichen Dingen geistig, von den geistigen körperlich sprechen, denn sie behaupten kühn, daß die Körper nach unten streben, daß sie zu ihrem Mittelpunkt drängen, daß sie ihre Zerstörung meiden, daß sie den leeren Raum fürchten, daß sie Zuneigungen, Sympathien und Antipathien haben, alles Eigenschaften, die nur den Geistern zukommen. Und wenn sie von den Geistern sprechen, so betrachten sie diese wie innerhalb eines Raums und schreiben ihnen Bewegung von einem Ort zum anderen zu, was Eigenschaften sind, die nur den Körpern zukommen.

Anstatt die Vorstellungen von diesen reinen Dingen anzunehmen, geben wir ihnen den Anstrich unserer Eigenschaften und prägen unser zusammengesetztes Wesen allen einfachen Dingen auf, die wir betrachten.

Wer würde nicht glauben, wenn er sieht, wie wir alle Dinge aus Geist und Körper zusammensetzen, daß diese

Mischung uns gut begreiflich wäre? Dennoch begreift man gerade das am wenigsten; der Mensch ist für sich selbst der erstaunlichste Gegenstand der Natur, denn er kann nicht erfassen, was der Körper ist, und noch weniger, was der Geist ist, und weniger als alles übrige, wie ein Körper mit einem Geist verbunden sein kann. Das ist der Gipfel seiner Schwierigkeiten, und doch ist das ja sein eigenes Wesen: *Modus quo corporibus adhaeret spiritus comprehendi ab homine non potest, et hoc tamen homo est.* (»Die Art, wie der Geist mit dem Körper verbunden ist, kann vom Menschen nicht verstanden werden, und doch ist der Mensch gerade das.« Augustinus, *De civ. Dei* XXI,10.)

199/72

Würde und Elend

8

Das Denken macht die Größe des Menschen aus.

759/346

9

Denken.

Die ganze Würde des Menschen besteht im Denken, doch was ist dieses Denken? Wie töricht ist es?

Das Denken ist also seinem Wesen nach etwas Bewundernswertes und Unvergleichliches. Es müßte schon sonderbare Fehler haben, um verächtlich zu sein, doch es hat ja derartige Fehler, daß es nichts Lächerlicheres gibt. Wie ist es durch sein Wesen erhaben, wie ist es durch seine Fehler niedrig!

756/365

10

Der Mensch ist nur ein Schilfrohr, das schwächste der Natur, aber er ist ein denkendes Schilfrohr.

Das ganze Weltall braucht sich nicht zu waffnen, um ihn zu zermalmen; ein Dampf, ein Wassertropfen genügen, um ihn zu töten. Doch wenn das Weltall ihn zermalmte, so wäre der Mensch nur noch viel edler als das, was ihn tötet,

denn er weiß ja, daß er stirbt und welche Überlegenheit ihm gegenüber das Weltall hat. Das Weltall weiß davon nichts.

Unsere ganze Würde besteht also im Denken. Daran müssen wir uns wieder aufrichten und nicht an Raum und Zeit, die wir nicht ausfüllen können. Bemühen wir uns also, gut zu denken: Das ist die Grundlage der Moral.

200/347

11

Denkendes Schilfrohr.

Nicht im Raum muß ich meine Würde suchen, sondern in der Ordnung meines Denkens. Ich werde keinen Vorteil davon haben, wenn ich Grund und Boden besitze. Durch den Raum erfaßt und verschlingt das Universum mich wie einen Punkt: Durch das Denken erfasse ich es.

113/348

12

Ungeachtet der Erkenntnis all unseres Elends, das uns trifft und uns an der Gurgel packt, haben wir einen Trieb, den wir nicht unterdrücken können und der uns erhebt.

633/411

Der Mensch ist sichtlich geschaffen, um zu denken. Dies ist seine ganze Würde und sein ganzes Verdienst; und seine ganze Pflicht ist es, richtig zu denken. Nun verlangt aber die Ordnung der Gedanken, daß man mit sich selbst, seinem Schöpfer und seinem Endzweck beginnt.

Woran aber denkt die Welt? Daran niemals, sondern an Tanz, Lautenspiel, Gesang, Verseschmieden, Ringelstechen usw. und daran, sich zu schlagen, sich zum König zu machen, ohne darüber nachzudenken, was es bedeutet, König zu sein, und was, Mensch zu sein.

620/146

An Port-Royal. Größe und Elend.

Da man das Elend aus der Größe schließt und die Größe aus dem Elend, haben die einen um so stärker auf das Elend geschlossen, als sie zum Beweis dafür die Größe genommen haben, und die anderen haben mit um so stärkerer Eindringlichkeit auf die Größe geschlossen, weil sie diese gerade aus dem Elend geschlossen haben. Alles, was die einen sagen konnten, um die Größe zu zeigen, hat den anderen nur als Argument gedient, um auf das Elend zu schließen, denn es heißt ja, um so elender zu sein, je größer die Höhe war, aus der man herabgestürzt ist, und bei den anderen ist es umgekehrt. Die einen haben sich gegen die anderen in einem Kreis ohne Ende gewandt, wobei es gewiß ist, daß, je mehr Einsicht die Menschen haben, sie im Men-

schen sowohl Größe als auch Elend entdecken. Mit einem Wort: Der Mensch erkennt, daß er elend ist. Er ist also elend, weil er es ist, aber er ist sehr groß, weil er es erkennt.

122/416

15

Die Größe des Menschen zeigt sich darin groß, daß er sich als elend erkennt; ein Baum erkennt sich nicht als elend.

114/397

16

Ich kann mir wohl einen Menschen ohne Hände, Füße oder Kopf vorstellen, denn nur die Erfahrung lehrt uns, daß der Kopf notwendiger als die Füße ist. Aber ich kann mir den Menschen nicht ohne Gedanken vorstellen. Das wäre ein Stein oder ein unvernünftiges Tier.

111/339

17

Die Rechenmaschine bringt Wirkungen hervor, die sich dem Denken stärker annähern als alles, was die Tiere tun; aber sie bewirkt nichts, was zu der Behauptung veranlassen könnte, daß sie wie die Tiere einen Willen habe.

741/340

Dieses doppelte Wesen des Menschen ist so sichtbar, daß manch einer gedacht hat, wir hätten zwei Seelen.

Ein einfaches Wesen schien ihnen nämlich unfähig zu solchen und so plötzlichen Umschwüngen von grenzenloser Anmaßung zu schrecklicher Niedergeschlagenheit des Herzens.

629/417

[...] Wer kann sich also weigern, diese himmlische Erleuchtung zu glauben und anzubeten? Denn ist es nicht klarer als das Sonnenlicht, daß wir in uns selbst unauslöschliche Wesensmerkmale der Herrlichkeit wahrnehmen, und ist es nicht ebenso wahr, daß wir jederzeit die Folgen unseres bedauernswerten Zustandes spüren?

Was rufen uns denn mit so gewaltiger Stimme, daß man ihr unmöglich widerstehen kann, dieses Chaos und diese ungeheuerliche Verwirrung anderes zu, als daß diese zwei Zustände wahr sind?

208/435

Der Mensch weiß nicht, welchen Platz er einnehmen soll, er hat sich offensichtlich verirrt und ist von seinem wahren Ort herabgesunken, ohne ihn wiederfinden zu können.